

Tag X

Ein gut gemachter Fake

von Emily Williams



Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie.
Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet ab-
rufbar unter <http://dnb.d-nb.de>

Die Schreibweisen in den Zitaten einiger Dialoge
wurden wegen ihrer Authentizität beibehalten.

1. Auflage April 2019
© 2019 Marta Press, Verlag Jana Reich, Hamburg,
Germany

www.marta-press.de

Alle Rechte vorbehalten.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch
Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne
schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert o-
der unter Verwendung elektronischer Systeme verar-
beitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

© Umschlaggestaltung: Niels Menke, Hamburg
Printed in Germany.

ISBN 978-3-944442-42-6

Kapitel 1

Sommer 2016

Da sitze ich nun, in einer rauchfreien Dartkneipe in der Hauptstadt Berlin. Samstagnacht. In meinen Händen halte ich seine, die sehr zart und schön sind. In der Innenfläche der rechten Hand fühle ich eine klitzekleine Schwielen: »Vom Onanieren?«, frage ich. Wir lachen. Nur die rechte Hand halte ich fest, mit der linken Hand hebt und senkt er glasweise Bier. Er hat zartes, dunkles Fell an seinen Unterarmen. In etwa so dicht, wie an meinen Beinen. Er ist also dieser Typ Mann, der sich die Genitalien rasiert und auf »Badass-Women« steht.

Ich bin seine Traumfrau, das weiß er nur noch nicht. Sein Puls ist fühlbar. Alles entspannt. Feinheiten. Bisher konnte ich keine abstoßenden Auffälligkeiten entdecken: Seine Stimme klingt sanft und warm, sein Gesicht ist stoppelig bewachsen. Indem er den Kopf schief legt und ein wenig die Augen zukneift, will er wohl verwegener wirken. Dazu trägt er ein schwarzes Baseballcap und eine Brille. Er hat einen Geruch, ein bisschen holzig-kühl, nach Toner und Papier und kaltem Rauch. Sehr sanft, sehr subtil. Das ist nicht übel. Sein Geruch stößt mich also nicht ab.

Ernüchternd finde ich hingegen, dass er sich jetzt und hier, neben mir, betrinkt. Mit Bier. Dreist ist, dass er kein Geld dabei hat und trotzdem rauchen will. Und trinken. Beides zahle ich. Klar. Ich bin emanzipiert und ich möchte, dass er die nächsten Stunden bei mir bleibt und sich entspannt. Weniger subtil als der sanfte Geruch sind die Hinweise auf seine Couch. Es ist eine Schlafcouch und wir könnten darauf Sex haben. Miteinander. Da will ich aber heute nicht hin. Ich will wissen, was das zwischen uns ist. Ich will, dass er weiß, dass ich existiere. Dass er mich erkennt, wie ich bin. Ich will Wirklichkeit spüren und nicht nur das, was in mir passiert. Ich brauche neue Erinnerungen. Erinnerungen an etwas, das tatsächlich passiert ist. Darum halte ich seine Hand, darum höre, rieche und denke ich so genau hin. An diesem Abend glaubte ich noch zu wissen, was wirklich ist.

Die letzten sechs Wochen waren für mich wie eine Achterbahnfahrt. Ein ewiges Auf und Ab. Miterlebtes Drama und frei erfundenes Glück. »Liebe ist nicht, was man voller Sehnsucht wünscht, sondern das, was man tut«, heißt es in einem Song von Kettcar. Als ich diese Textstelle

zum ersten Mal hörte, habe ich geweint. In den Wechseljahren werden Frauen schrullig.

Ich tue jetzt also etwas, darum bin ich hier. Hier bei ihm. Und fühle mich wohl. Irgendwie. Ich mag den Klang seiner Stimme, aber ich mag nicht, was er sagt. Er beschreibt sich als Jäger und mich als Beute. In den letzten Wochen allerdings kreisten meine Emotionen fast nur um ihn. Wir sind beide Mitte 40 und weder schön, noch reich, noch sonderlich sexy. Aber wir sind beide hier.

Im Chat hat er mich wahnsinnig gemacht. Sein Begehren war intensiv. Wir haben uns unsere Zukunft in schillernden Farben ausgemalt, hatten Ideen und klopfen große Sprüche. Er hat mir sein Leben vor die Füße geschmissen und gehofft, dass ich nicht drauf rumtrampele. Diese Intensität habe ich geliebt. So wie er liebt, wollte ich geliebt werden. Aber er meinte nicht mich.

Er interessiert sich nicht für mich, das hat er immer gesagt. Er ist in jemand anderen verliebt. Er würde mich trotzdem ficken. Sex nennt er »Action« oder »boomshakakalaka«. Ich finde es albern, aber lache nicht. Eine Beziehung mit ihm soll ich mir aus dem Kopf schlagen. Er ist und war da immer ehrlich. Würde er mehr über mich wissen,

wüsste er, wie absurd diese Vorstellung ist, dass wir beide eine Liebesbeziehung führen. Auch noch miteinander. Das ist ausgeschlossen. Ich kann ihn so nicht in mein Leben lassen. Er ist ein anstrengendes Spektakel, mein Alltag hingegen ist aufgeräumt. Kennenlernen wollte ich ihn trotzdem.

Ich bin fasziniert, denn das hier ist das lang vermisste Abenteuer. Was war mein Leben bis dahin öde: Die Kinder sind jetzt flügge, meine Basis gechillt, ich habe alles im Sack. Wenn ich so weitermache, kann ich glücklich sterben und die Anstrengung bis dahin hält sich in Grenzen. Aber alles, was ich getan habe, worauf ich stolz bin, setzt niemand zusammen. Ich kann nur Fragmente zeigen, Bruchstücke meines Selbst. Ich wirke anders, als ich bin. Auch er sagt das, denn ich bin nicht die Frau, die er erwartet hat. Ich passe nicht in sein Bild von mir. Ständig passiert mir das, anscheinend bin ich einfach nicht diejenige, die man erwartet, wenn man etwas über mich weiß.

Dass irgendjemand alles über mich wissen möchte, weiß, und auch mag, diese Idee habe ich mir aus dem Kopf geschlagen. Meine Kinder wissen am meisten über mich, jedoch bei Weitem nicht alles. Und da fängt die Lust am Abenteuer

auch an: Wenn die Mutter aus dem Drehbuch rausgeschrieben wird und nur noch in einer Nebenrolle als Oma auftaucht, wo bleibt dann die Frau? Wo bleibe ich? Was fange ich mit meiner freien Zeit an? Ich will was erleben, mich auf etwas einlassen. Meine Grenzen erkennen und wieder was Intensives fühlen. Etwas, das nur mir gehört, finden.

Deswegen sitze ich also hier, mit einem Mann, den ich kaum kenne, der seinerseits Sachen sagt, die ich nicht verstehe und meinerseits auf Verständnis hoffe für das, was ich so mache. Wobei er sich dafür einen Scheiß interessiert. Er will nicht wissen, was ich zu sagen habe, aber selbst redet er viel und lange über Erfolge und Kompetenzen. Was ich so mache und mir wichtig ist, müsste er eigentlich verstehen. Vieles davon passiert im Internet und er ist seit Jahren Betreiber einer bekannten Internetseite. Hier und heute hört er mir nicht einmal zu. Er hat andere, größere Sorgen.

Sein Blog ist seit acht Wochen offline, weil er gerade nichts gebacken kriegt. Gerne möchte ich ihm helfen, wieder klar zu kommen, meine Motive hierfür interessieren ihn nicht. Helfen fällt allerdings schwer, denn er weiß alles besser. Was er nicht weiß ist, dass ich ihm tatsächlich helfen

kann. Für ihn bin ich eine Spielfigur, die ihm Botschaften überbringt, damit er im »Game« gut performt. Dieses Game kenne ich nicht und weiß nicht, wie es funktioniert. Mein Pech. Er wird dieses Spiel gewinnen, meint er. Ich bin mir da nicht so sicher, bekomme aber auch nichts erklärt. Den Sieg wünsche ich ihm trotzdem, warum denn auch nicht?

Das einzige Angebot an mich lautet, hier und heute: Sex. Sex mit ihm. Und mit seinem frisch rasierten Hodensack. Ich kann heute widerstehen. »Das ist definitiv deine letzte Chance«, sagt er etwas zu laut, weshalb mir der Kellner für einen Moment, über den Tresen hinweg, ernst ins Gesicht blickt. Vielleicht hat er Mitleid oder steht unter Schock. Ich zwinkere ihm diskret zu, um zu signalisieren: Hab's im Griff. An meine Begleitung gewendet, erwidere ich: »Ui. Vielen Dank. Dann können die nächsten Treffen ja nur besser werden. Lass uns mal über deine Situation reden. Wie geht es dir?«

»Gut. Das weißt du doch.«

Ich weiß, dass es ihm nicht gut geht und es schlimmer wird. Er versucht aber immer wieder einzufordern, was ihm gerade wichtig ist: Sex. Auf seiner Couch. Zur Not eben auch mit mir. Als ich

noch und noch mal ablehne, findet er die Zeit mit mir verschwendet. Er hat extra aufgeräumt und sich rasiert. Überall, angeblich. Ich weiß, dass das gelogen ist. An den Armen schon mal nicht und im Gesicht vielleicht vorgestern. Und ich wette, auch die Beine sind noch behaart. Wir haben an diesem Abend keinen Sex. Diese, meine einzige und letzte Chance, habe ich vergeben, wie ich nun weiß. Es wird mir gelingen, damit klarzukommen.

Ich finde nicht, meine Zeit mit ihm verschwendet zu haben, umarme und küsse ihn also auf dem Weg zum Auto. Ich mag ihn – trotz allem. Und er soll mal was spüren. Wenn er so in seiner Bude hockt und an sich rumspielt, ist das doch frustrierend. Mit ihm kuschelt ja niemand, dabei ist mir das total wichtig. Ich projiziere meine Bedürfnisse in ihn. Das werde ich in den nächsten zwei Jahren noch oft machen, vielleicht ist das ein Fehler.

Er gibt mir nichts zurück, verspricht nichts, erwidert nichts, wirkt konfus. Bei einer Umarmung reiben unsere Bäuche aneinander, wobei ich nichts gegen seine Kälte ausrichten kann. Ich gebe nicht auf, diese harte Nuss zu knacken. Wir steigen ins Auto. Ich setze ihn zu Hause ab, er grinst breit

und fragt zynisch: »Sehen wir uns wieder?«. Nach meinem »Ja. Hoffe ich«, wirft er die Autotür mit viel Schwung zu.

Er geht, ohne Blick zurück. Vielleicht hat er Angst vor zu viel Nähe? Ich fahre zurück, nach Hause. Heute werde ich pünktlich sein, wie ich es versprochen habe. Mein Blick ist fest nach vorn gerichtet und ich bin in jeder Hinsicht nüchtern. Seinen Geruch, den ich als einziges vorbehaltlos genießen konnte, nehme ich mit nach Hause. Als Erinnerung.

Am Tag nach unserem Treffen bekomme ich eine Nachricht per Messenger von ihm:

»Guten Morgen ;-)
War cool Dich endlich mal kennenzulernen, Rest dann wenn ich kein dicken Kopp mehr hab ;-)
ich mach heute nix mehr außer zocken und rumliegen... bis morgen!«

»Bis Morgen!«

Ich bin etwas erstaunt. War das wirklich der Mann, den ich gestern getroffen habe? Unser Treffen war eine einzige Zumutung. Ein schlimmeres erstes Date habe ich noch nie erlebt. Ich fühle mich, als hätte mich ein Panzer überfahren. Was stimmt denn nicht mit ihm? Warum ist der so?

Was mich außerdem seit gestern Abend beschäftigt: Er sagte, ich sei unecht, so etwas wie »ein gut gemachter Fake.«

Ausgerechnet ich.

Kapitel 2

Ich habe ihn kennengelernt, als ich mehr Öffentlichkeit für unsere Internetseite suchte. Sein Blog ist bekannt und preisgekrönt, seine Popularität jedoch schon Jahre her. Als Blogger hat er den Ruf, offen für Gastbeiträge zu sein. In der Szene gilt er als lässig und cool. Manche sagen, er sei ein Genie. Das mit dem Gastbeitrag hat dann auch geklappt. Mit ein bisschen Drama selbstverständlich, welches immer zu ihm gehört, ebenso wie die legendären twitter-Ausbrüche. Er ist eben ein Internet-Spektakel. Seine Patreons sind die zahlenden Gaffer.

Regelmäßig twittert er seinen gesamten Weltschmerz von der Seele. Einige Fans finden das spannend, andere ziehen sich deswegen zurück. Er selbst ist der Meinung, dass ihn jeder Ausbruch 500 Follower koste. Ich weiß nicht, ob das so stimmt und was das bedeutet, aber seine Seite ist jedenfalls populärer als meine. Zwei Wochen

nach unserem Kennenlernen, war seine Seite zum ersten Mal für längere Zeit offline. Nach elf Jahren dauerhafter Präsenz. Alles fliegt ihm um die Ohren. Erst später erzählte er, dass ich ihn auf Kippen und Bier einladen musste, weil da schon sein Konto gesperrt war. Geldnot war also unter anderen der Grund, sich mit mir zu treffen. Er kam mit, obwohl ich nicht die Frau bin, die er erwartet hatte. In den nächsten Monaten werde ich Stück für Stück mehr aus seinem Leben erfahren.

Gesten sind es, die über meine Zuneigung entscheiden. Zuerst habe ich mir Videos seiner Vorträge angesehen. Ich mochte, wie er in Denkpausen seinen Bauch reibt und sich immer wieder selbst in Frage stellt. Bei seinen Monologen habe ich innerlich viel widersprochen. Er machte außerdem Podcasts, auch diese Art der Selbstpräsentation ist mir fremd. Das ist irgendwie so 'n Internetdings. Nicht meins. Das Internet ist für mich ein Arbeitsmittel, kein Lebensraum. Mich nerven Ereignisgeilheit und Mitteilungszwang. Es ist mir ein Rätsel, warum ich mit wem, über was, via Internet diskutieren soll und nebenbei ein Mikro laufen lassen muss, um später den Mitschnitt ins Internet zu stellen. Intimität ist mir wichtig, Gespräche gehören dazu. Aus privaten Gedanken folgen

Ideen, die dann umgesetzt werden können. Schreibt jemand im Internet Mist, dann diskutiere ich da nicht, sondern gucke, was daraus folgt. Kann ich es anders machen oder vielleicht sogar besser? Im Herausfinden und Einschätzen bin ich gut. Jetzt mache ich das auch mit ihm. Ich weiß, dass er Drogen nimmt, viel trinkt, Schulden hat und mental schnell überfordert ist. Das lässt sich alles in Texten nachlesen – verklausuliert. Er findet sich als Mann »gruselig« und denkt, das wären alle Männer. Oder zumindest müssten Frauen so denken. Wenn er in seinen Podcasts mit Frauen redet, zieht er sie argumentativ über den Tisch. Er wird das auch bei mir versuchen, aber meine Themen interessierten ihn bisher nicht. Trotzdem könnte ich ein Podcast-Thema kaufen. Wenn ihm das Thema gefällt, kann ich es mit ihm besprechen, es wird aufgezeichnet und veröffentlicht. Wenn er das möchte. Das kostet einhundert Euro im Monat, zahlbar über drei Monate, buchbar über patreon. Bei allem gilt jedoch: Er ist der Macher, der Rest ist sein Publikum.

Ich dagegen zweifle an allem: An mir, an meiner Arbeit, an dem, was ich so mache. Auch daran, dass es jemanden interessiert, wie ich so die Welt sehe oder was ich zu tagesaktuellen Ereignissen zu sagen habe. Wenn ich könnte, würde ich

wie er Preise, Verehrung, Geld und viele Likes ergattern, aber mir gefallen die gegenwärtigen Bedingungen dafür nicht. Er ist das beste Beispiel für das, was ich nicht sein will. Ich lebe und denke gerne auf eine diskrete Art und Weise, während er ständig über alles reden will. Auch in einem Podcast thematisiert er die Mobilisierung von Menschenmassen – in Metaphern. Ob jemand einen Stein von einer Brücke wirft und damit den Flusslauf verändern könne und so was. Ich nenne das Volksphilosophie. So funktioniere ich nicht. Stattdessen würde ich überlegen, wie viele Menschen, Schaufeln und sonstiges Werkzeug wir bräuchten, um den Flusslauf zu begradigen. Oder einen Damm zu bauen, oder eine Flutungsfläche zu schaffen. Um das zu entscheiden, würde ich jemanden fragen, der oder die Ahnung hat. Ich kenne meine Möglichkeiten und deren Grenzen. Aber Metaphern mag ich nicht. Er fragt nicht um Rat. Niemanden. Er weiß alles selbst. Nur die klügsten Menschen der Welt plaudern im Internet über ihr riesiges Ich. Meine Rolle ist die einer stauenden Konsumentin. Auch in seinem Spiel bin ich eine Statistin.

Jeder Blockadeaufruf zu einem Naziaufmarsch entfaltet eine größere Wirkung als das metaphorische Steinchen-Flitschen von Brücken. Wenn die Kampagne gut ist und der Anlass wichtig, reisen Tausende Menschen durch die Landschaft, auf eigene Kosten und eigenes Risiko, um an einer Demonstration teilzunehmen. Aus ganz unterschiedlichen Motiven. Zumindest war das mal so. Und in so einem Podcast unterhalten sich gerade einmal zwei Menschen über Sinn und Unsinn von Mobilisierung. Wo leben die? Internet ist krass, die Realität ist krasser. Die Sprechenden überlegen in mehreren Stunden und etlichen Kilobytes, wie eine erfolgreiche Mobilisierung aussehen müsste. Das verstehe ich nicht. Dafür gibt es doch das Internet, um genau solche Sachen auszuprobieren. Kann man dann genau so machen oder anders. Das Internet ist voller Ereignisse, Beispiele und Ideen. Das liegt alles für alle offen rum.

Das Ergebnis des Podcasts bestand in zwei verhinderten Führungspersönlichkeiten, die gerne Menschenmassen bewegen wollen, aber sich dafür nicht auf diese Menge einlassen möchten. Beide sahen sich als Stichwortgeber hochwichtiger Impulse für die staunende Restgesellschaft und hatten dabei schon jeden Bezug zu ihr verloren. Sie übte sich in Politikverdrossenheit, er konterte

mit Ahnungslosigkeit. Das alles klang für meine Ohren übermäßig stumpf. Was manche im Internet so machen, werde ich vielleicht nie begreifen.

Im Internet rufen auch mehr als 300.000 Menschen ein Video auf, in dessen Vorschaubild ein Typ im grauen Bademantel in einer Krambude hockt und bereits im Titel des Videos sinnfreies Gestammel ankündigt. Im nächsten Video isst der gleiche Typ Fastfood in einer windigen Seitengasse irgendwo in Dänemark und kommentiert Geschmack wie auch Konsistenz des Burgers. Das Fleisch sei saftig, das Brot weich. Fein. Ein Katzenbild wird zum Onlinehit und eben dieses süße Tier liegt schon tot im Straßengraben. Es wird im Vorschaubild zum Langweiler-Video etwas »Unglaubliches« versprochen. Ein Anreiz zum Klicken. Dann fällt die Katze vom Tisch. Hm. Internet.

Im Internet können alle alles sein. Deshalb folgen 13.000 Accounts einem twitter-Account, dessen Inhaber schon wieder vor der Stromabschaltung steht, keine Krankenversicherung hat, völlig überschuldet ist und eine Frau liebt, die ihn für wahnsinnig hält. Manche halten ihn für ein Genie. Vielleicht ist er es. Oder nicht.

Kapitel 3

Wenn ich im Auto sitze, kann ich gut nachdenken. Aus den Lautsprechern schallt, wie so oft, Kettcar. Das ist sehr schön, sehr gefühlvoll. Ich denke über das Internet nach und was es mit uns macht. Und ich denke über ihn und mich nach. Mir ist kalt. Ich drehe die Heizung hoch und das Radio lauter. Seine Wahrnehmung der Welt ist sehr speziell. Manche behaupten, er sei psychotisch. Sowas zu behaupten, finde ich gemein, ob es stimmt oder nicht. Was dran ist, an dieser Vermutung, kann und will ich nicht festlegen. Wenn notwendig, dann müssen das Ärzte machen.

Er hat mich gefragt, ob ich von Kameronas in seiner Wohnung wüsste. Ob ich Keylogger installiert hätte und ob ich weiß, wer seinen Server hacken wolle. Egal was ich darauf antworte, es ist falsch. Sage ich Nein zu den Kameronas, wird er mich fragen, was denn dann? Sage ich Ja, lüge ich und füttere seine Paranoia. Ich kann hier nur verlieren. Der Umstand, dass ich mich für ihn interessiere, macht mich zur Spielfigur in einem Game, in seinem Game.

Er erwartet von mir Anweisungen, die ihn das nächste Level erreichen lassen. Die Tatsache,

dass ich keinen blassen Dunst habe, worum es geht, scheint nebensächlich zu sein. Am Ende des Spiels warte der Hauptgewinn auf ihn: Seine große Liebe. Das bin nicht ich, das wissen wir beide. Alles zuvor und nebenbei ist für ihn unwichtig. Er zerstört alles, seine Seite, seinen Ruf, seine Einnahmen und seine Gesundheit.

Genau weiß ich nicht, was ihm passiert ist, vieles passt nicht zueinander. Fest steht, dass seine Lebensgeschichte qualvoll ist und er deswegen leidet. Aber er ist auch nicht ehrlich zu sich. Hilfe lehnt er mit der Begründung ab, es ginge ihm gut. Nur wenige Stunden später schmiert er sturzbesoffen seine Timeline mit kryptischen Suizidankündigungen und Todesdrohungen voll und fleht seine Liebe an, ihn zu erhören. Seine Fans ergötzen sich am Voyeurismus. Andere sind einfach nur entsetzt, darunter auch ich.

Kapitel 4

Herbst 2016

Dieses Internet ist eine Scheißidee. Hass, Plattheiten, Misstrauen, Halbwahrheiten, alles verteilt sich durch das Internet wie Spritzputz. Diskutiert wird der schlimmste Rotz aus Positionen, die kaum über die Teppichkante gucken. Böse Menschen, rhetorisch schwer bewaffnet, marodieren durch das entstellte Spiegelbild einer zerrütteten Gesellschaft. Ein-Mann-Kasernen treten gegeneinander an. Weil sie es können. Weil sie es wollen. Dazwischen hocken Empörungsvulkane samt Gefolgschaft, die beim kleinsten Anlass explodieren und sich in Hashtagwellen ergießen, nach denen alles anders und sowieso besser werden soll.

Jeder Trend wird gelobt, weil nun endlich DARÜBER geredet wird. Die ungestillte Hoffnung darauf, dass sich jetzt ETWAS ändern wird. Tut es aber nicht. Tut es nie. Wie sollte es auch. Alles bleibt wie es ist, oder wird höchstens schlimmer als es sowieso schon ist.

Jede Hashtagflut hinterlässt schwarzen Eiter in den Fettfalten der bräsig rumsitzenden dauerchattenden Zivilgesellschaft. Jeder neue Online-Trend lenkt dich vom Leben ab. Der neueste Hype sitzt schon in den Startlöchern: Wir müssen mehr

miteinander reden. Auch mit Nazis. Um politisch korrekt zu sein, wird zwischen Pest und Cholera gewählt und das ›Große Ganze‹ diskutiert. Als ob das jemand überblicken könnte. Nur das Reden hilft, heißt es alle paar Jahre wieder. Angeblich. Möglichst sachlich. Ebenfalls immer wieder Dauerbrenner: Der Niedergang der Linken. Der Aufstieg der Rechten – dazu haben alle eine Meinung und blasen sie ins Internet. Dann wird diskutiert und gestritten und am Ende ignoriert und blockiert.

Dazwischen sitzen welche, die strampeln sich ab: Bauen Netzwerke auf, konstruieren und beackern Öffentlichkeit, arbeiten gemeinsam an Projekten, ziehen Seiten, Strukturen und Initiativen groß, verbreiten fast trotziger positive Inhalte, mobilisieren Massen, stoßen Diskussionen an, schaffen Strukturen zum Informations- und Wissens-Austausch, nutzen das Internet als Werbe- und Projektionsfläche für alles, was über das Bestehende hinausweist. Sie sehen im Internet das Potenzial eines Arbeitsmittels zu Zwecken der Vernetzung und des Informationsaustauschs. Zum einen sind Menschen im Internet ein Spiegel der Gesellschaft, zum anderen dennoch nur ein

Zerrbild. Die Rahmenbedingungen online sind andere. Unser Gegenüber kann uns nicht sofort und nicht unmittelbar schaden. Dies räumt den Nutzern zwar Freiheiten ein, trotzdem sind sie auch im Internet an die Wirklichkeit gebunden und müssen diese reflektieren.

Das Zusammenleben kann online neu und anders gestaltet werden und wirkt auf die Gesellschaft zurück. So wie ich ein Bild erzeuge, wenn ich »die Administratorin« oder »der Administrator« schreibe. So wie ich über die Verfasstheit einer Gruppe die Gesprächskultur gestalte, indem ich Befugnisse anders als üblich verteile. Eine Gruppe, in der alle gleiche Rechte haben, also alle Administrationsbefugnisse haben, diskutiert anders miteinander als eine Gruppe mit wenigen Privilegierten. Im und mit dem Internet funktioniert Basisdemokratie. Im Internet können wir auch Gehorsam aushebeln. Ich kann Attraktion sein oder pure Langeweile. Sogar beides gleichzeitig, dafür brauche ich nur zwei Accounts. Das Internet erweitert das Denken mehr als Drogen das könnten. Vermute ich. Nur kenne ich mich mit Drogen nicht aus.

Es macht einen Unterschied, ob ein Mann oder eine Frau über »das Internet« schreibt oder

spricht – außer im Internet. Dort können wir diejenigen sein, die wir sein wollen. Das finde ich unheimlich spannend. Besonderheiten, für die ich als Frau angegriffen werden würde, werden anders beurteilt, wenn man mich für einen Mann hält. Ich bin der gleiche Mensch. Durch das anonyme Umfeld verändert sich die Wirkung.

Im Internet darf die eigene Positionierung innerhalb der Gesellschaft folgenlos in Frage gestellt, ausgereizt und durchgespielt werden. Es kann Alltägliches neu gedacht und anders strukturiert werden. Im Internet können wir alle alles sein oder nix davon – sogar gleichberechtigt. Im Internet können wir »root« gehen, auch wenn wir draußen keinen Bezug zur Realität mehr haben. Die Administration unserer eigenen kleinen virtuellen Welt stellt eine anspruchsvolle Aufgabe dar und bedeutet ein kleines bisschen Eigenmächtigkeit. Im Internet können wir einander gleichberechtigten, von unserer Macht etwas abgeben oder auf Exklusivität bestehen, aber eben auch Macht missbrauchen. Und das ist das Besondere: Im Internet können wir die Regierung unserer eigenen kleinen Welt sein.

Jeder Gedanke kann ausgesprochen werden und von jemandem gehört werden, auch wenn wir doch nur vereinsamt vor einem Rechner sitzen.

Was wir im Internet sind, ist ein Teil unserer Persönlichkeit.

Für diese Freiheiten müssen wir im Internet manchmal auch kämpfen. Wir können auf unseren virtuellen Inseln Angriffe abwehren, zur Ein-Frau/Mann-Armee mutieren, und auch Leute einladen, mit uns und bei uns kooperativ zu arbeiten und zu wohnen.

Wir können die virtuellen Grenzen dicht machen und auch im Internet allein bleiben. Davon bekommt niemand etwas mit. Wir können aber auch etwas produzieren, das andere gerne konsumieren. Kunst, Ideen, Diskurse. Wir können uns eine Krone als jpg basteln und uns zum Herrscher über unser kleines Reich ernennen.

Wir können auch Briefe in Flaschen verschicken, mit kleinen Herzchen drin oder politischen Manifesten. Wir sind im Netz eigenverantwortlich, selbstbestimmt und organisieren unser virtuelles Dasein in den Grenzen der digitalen Welt, soweit es eben geht, autonom.

Zumindest in der Theorie. Praktisch kann auch das Gegenteil passieren, das heißt aus einer Armee von Überforderten eine Meute, die keine

Moral kennt und vielleicht nie kannte. Das Internet wird zur Rutschbahn für einen Haufen Scheiße: FakeNews, Trollarmee, Doxxing, Stalking, Sexismus, Rassismus, überhaupt jede Form der Menschenverachtung. Das Internet eignet sich als Manövergebiet für eine Vernichtungsmaschinerie. Hass und Gewalt gibt es dann offline, aber im Internet organisieren sich Gleichgesinnte schneller und niedrigschwelliger. Sie treffen sich auf Plattformen, schwärmen aus, suchen Opfer und Konflikte, um ihr brennendes Öl in offene Feuer zu gießen, und vernichten alles, was ihnen in die Quere kommt: Ideen, Diskussionen, Talente, Potenzial, Präsenz, Familien, Karrieren, Reputation und sogar Menschen. Sie bilden sich zumindest ein, über abgesprochene Aktionen das Internet und Meinungen mitzugestalten. Womit sie nicht einmal falsch liegen. Was das am Ende bedeutet, ist nur selten nachvollziehbar.

Manche sind mit so viel virtueller Selbstbestimmung überfordert. Die kommen nicht klar und drehen durch. Im Internet und draußen. Auch Rechte schaffen virtuelle Strukturen, um dort Massen an Accounts zu sammeln, hinter denen sie Menschen vermuten und hinter denen manchmal

auch echte Menschen stecken. In geschützten Filterblasen werden Menschen mit Agitprop zugeballert. In welchem Ausmaß solche Aktionen stattfinden, habe ich selbst beobachten können. Statt Wissen zu sammeln und weiterzugeben, werden Informationen sortiert, selektiert und Widerspruch sanktioniert. Durch Abschottung kann sehr einfach in dieser Gruppe Deutungshoheit gesichert werden. Unsere Gesellschaft löst sich in miteinander rivalisierende Gruppen auf. Im Internet werden aus Ahnungen Meinungen gebildet und durch Zustimmung im Rahmen der gleichen Gesinnung verstärkt. Wenn in der eigenen Echokammer die Bandbreite an Informationen immer enger begrenzt wird, findet Radikalisierung statt. Nicht bei allen, nicht immer, aber immer wieder. Die Bestätigungen, mit dem Gedachten im Recht zu sein, Zustimmung zu finden, verschiebt auch die eigenen Grenzen des Denk- wie auch des Sagbaren. Was Zustimmung unter Gleichgesinnten findet, wird weiter gedacht. Um diese Zustimmung zu erzeugen, müssen die Gleichgesinnten zusammenfinden. Am leichtesten funktioniert das im Internet. Wichtig ist die Sichtbarkeit. Das Populäre muss nicht klug sein, nur einigermaßen bekannt und anerkannt. Ideen müssen sich verbrei-

ten, um Gleichgesinnte einzusammeln. Was niemanden interessiert wird bedeutungslos. Zustimmung sagt nichts über die tatsächliche Bedeutung der Idee aus. Auch Radikalisierung wird mit Aufmerksamkeit honoriert. Die polizeilich erfassten Verfahren wegen Volksverhetzung haben sich in den letzten Jahren vervielfacht. Die Grenzen des Sagbaren zu verschieben, ist ein erklärtes Ziel einer Bewegung, die sich gegen die Chiffre der »politischen Korrektheit« (PC) wehrt. Unter dem Begriff der politischen Korrektheit wird die Kritik an der eigenen Haltung subsumiert und abgewehrt. Mit dem Kampfbegriff der Zensur wird der Widerspruch gegen die geplante Grenzverletzung delegitimiert.

Viel Aufmerksamkeit bedeutet Macht, manchmal sogar bares Geld. Auch Popularität wird im Internet erzeugt und setzt sich – bestenfalls – in anderen Medien durch. Wer die Masse bedient, wird mit Geld belohnt. Eine gute und populäre Internetseite verschafft sogar Menschen und deren Ideen ein Publikum, die sonst nicht gehört werden würden. Das ist eine Chance, manchmal eine Zumutung. Es ist dabei nicht wichtig, ob etwas gut, notwendig oder wahr ist, sondern wie viele Klicks damit generiert werden können.

Die Idee der freien Wissensproduktion wird an vielen Stellen gelebt. Wissenschaft ist in die Abhängigkeit von kommerziellen Verlagen geraten. Der Wissensproduktion hat das Internet erlaubt, sich zu befreien und eigene Graswurzel-Infrastrukturen aufzubauen. Das Internet ist ein virtueller Raum der Möglichkeiten. Freifunk baut freie Kommunikations-Netze. Netzwerke entwickeln egalitäre Gegenentwürfe zum Plattform-Kapitalismus. Das Internet ist das Labor für Selbstorganisation und Übungsraum für gleichberechtigte Diskussionen. Aus einer Idee im Internet wird ein Bild, aus dem Bild ein Shirt und aus dem Shirt bares Geld, das jemand verdienen kann und andere bezahlen. Informationen sind Ware, bezahlt wird mit Geld. Aus dem Nichts wird etwas Bezahlbares geschaffen.

Das ist Plattform-Kapitalismus.

Die Öffentlichkeit ist durch die Demokratisierung, die das Web 2.0 ermöglichte, unübersichtlicher geworden: Alle können schreiben, lesen und bewerten, ohne Mediation durch Verlage und Redaktionen.

Die vernetzten Vielen sind zur »fünften Gewalt« geworden. Vernetzen, was zusammen gehört

– so könnte die Antwort auf den Zerfall der Öffentlichkeit lauten. Vernetzung ergibt mehr als die Summe der Teile. Gleichzeitig ermöglicht Vernetzung eine Debattenkultur, die in Zeiten von Postfaktizität und Hate Speech für Orientierung sorgen kann. Schließlich wäre ein Raum für Meinungsbildung, frei von Staat und Markt, ein Gewinn für jede Gesellschaft. Ein Safe-Space, in dem Gedanken frei rotieren. Eine wunderschöne, überzeugende Idee. Nur leider sind die Ideen, die in solchen Räumen entstehen und wachsen, nicht immer toll. Das Internet ist eben auch ein Safe-Space für Rechte. Die Vernetzung der Rechten funktioniert viel einfacher als die der Linken. Während Linke bestimmte Formen der Partizipation erwarten, halten Rechte sich mit Anforderungen nicht auf. Jeder Gartenzaun ist in der Rechten willkommen. In linken Zusammenhängen werden Voraussetzungen abgefragt, Mitarbeit und Präsenz eingefordert. Du kannst nicht einfach linke Ideen konsumieren, du sollst auch etwas zur Durchsetzung beitragen. Mitmachen. Es ist allerhöchste Zeit.

Die Erwartungen an Linke wachsen, je mehr und deutlicher Rechte sich zeigen.

Ein Teufelskreis.